

SOLO VERBO V -

Von Gott und Göttern - 30. Mai 2013

Von Gott und Göttern reden heißt, von Vorstellungen zu reden. Ich stelle vor. Ich stelle mir vor. Ich stelle mich vor. Von Präsentationen reden, von Repräsentationen, von inneren Bildern und vom Bewusstwerden des eigenen Selbst, von der Sichtweise des unvermeidlichen und kaum überschreitbaren Ich.

Von Vorstellungen reden: das klingt ein wenig nach Theater, nach Bühne und weltbedeutenden Brettern. Und das ist auch ganz richtig so. Denn von Gott und Göttern zu reden, bedeutet immer, eine Vorstellung, eine Inszenierung anzuschauen, eine dramatische Dichtung um das Geschehen zwischen Himmel und Erde nachzuerleben. Und als moderne Individuen vollziehen wir solche Dramen nicht nur nach, sondern gestalten sie *mit* als kreative Weltanschauungs-Regisseure. Nicht ohne Grund ist der Kultus der originäre Akt des Redens und des Spiels um und über Gott und Götter. Und das Theater, wie wir es bis heute kennen, war anfangs nicht anderes als ein Ort des Gottes- oder Götterdienstes. Und die allsonntäglich in unseren Kirchen vollzogene Messe, sie ist in ihrer Struktur vor allem eines: eine rituelle Nachgestaltung eines göttlich-menschlichen Heilsgeschehens. Ein Priester, der die Oblate bricht, eine Pastorin, die mit ausgebreiteten Armen den Segen erteilt, sie sind, ob sie es wollen oder nicht, Schauspieler, Protagonisten in einem Drama mit welterlösender Mission.

Von Gott und Göttern reden heißt, von Vorstellungen zu reden. Beginnen wir also mit „Vorhang auf“?

Nun, ich zögere da noch ein bisschen, und zwar aus drei verschiedenen Gründen. Zum ersten ist ja gar kein Vorhang da, und ein omnipräsentes Bühnenbild fängt unsere Blicke, aus handfest-weltlichen Materialien erbaut und doch Himmlisches bedeutend. Zum zweiten sollte man nicht meinen, man könnte in der Gott- und Götterfrage tatsächlich hinter einen Vorhang schauen.

Denn kaum hat er sich leicht geöffnet, versperrt schon der nächste dem Neugierigen die Sicht. Und zum dritten will ich selbst den vorgestellten Vorhang noch ein Weilchen geschlossen lassen. Denn das, was im Theater *vorher* oft am äußersten Bühnenrand geschieht, kann höchst erhellend sein. Menschen mit erotischem Lebensstil wissen, dass Annäherung und Flirt, Verführung und aus guten Gründen so genanntes Vorspiel mindestens ebenso aufregend sein können wie der vollzogene Akt.

Kommen wir also, im Vorspiel, bevor dann das Drama beginnt, noch einmal auf die Idee der Vorstellung zurück. Ich stelle vor. Ich stelle mir vor. Ich stelle mich vor. Einem Redner der Religion steht es nicht zu, die Wahrheit zu offenbaren. Und fühle er sich auch mit Leidenschaft von Gott dazu berufen und begabt. Er wird niemals *mehr* als der Conférencier einer Revue der Weltendramen sein. Er steht davor und er stellt vor. Und wenn er ehrlich ist, dann weiß er, dass er nicht Wahres und Richtiges *an sich* präsentiert, sondern nur Vorstellungen davon. Vorstellungen: tradierte und eingeübte, teils überliefert aus uralter Zeit, und immer noch einmal gebrochen durch das, was der Redner selbst sich vorstellen kann. Und da Gott kein Objekt ist, über das man einfach mal so spricht, wird der Redner in seiner Vorstellung von Gott immer auch sich selbst vorstellen, mit seinen Defiziten, die er an Himmlisches delegiert, mit seinen Idealen und Wünschen, die er überhöht und transzendiert.

Vorstellungen sind stets im Wandel, verändern sich, lösen einander sogar manchmal in schroffer Weise ab. Auch wenn dies im allgemeinen Vollzug dann noch eine ganze Weile dauern kann. Aber wenn ich heute erkenne, dass sich die Sonne nicht um die Erde dreht, dann wird sie es voraussichtlich auch morgen nicht wieder tun. Nicht nur unsere Vorstellungen von Gott und Göttern wandeln sich, auch unsere Vorstellungen von Vorstellungen. Längst nicht mehr ist es so klar, wie es Jahrhunderte lang der Fall war: dass man zwischen einer realen Welt und einer Welt der Vorstellungen unterscheiden konnte. Welt und Bühne überlagern einander heute in schillernder Weise. Ist die virtuelle Welt, in der

viele von uns inzwischen die Mehrzahl unserer Lebensstunden verbringen, ist sie weniger real als diejenige, die wir bisher für die handfest echte hielten?

Meinen großen erkenntnistheoretischen Schock in dieser Hinsicht hatte ich bereits vor dreißig Jahren, als die neuen Medienwelten eigentlich noch in den Kinderschuhen steckten. Es war – ob Sie's glauben oder nicht – bei der Muppet Show. Kermit und Miss Piggy auf der Bühne, da war noch alles in Ordnung, Fossy Bär und Wayne und Wanda. Und dass die Musiker im Orchestergraben ebenfalls nur zottelige Figuren waren, irritierte mich nicht weiter. Aber dann der Schwenk ins Publikum im Muppet Show Theater. Auch auf den Zuschauerplätzen im Parkett und in den Rängen saßen *Puppen*, die sich mehr oder weniger gut benahmen und manchmal begeistert applaudierten. Puppen! Da ahnte ich: Welt und Bühne, Realität und Vorstellung sind eins geworden. Es gibt keine Zuschauer mehr. Nur noch *dramatis personae*. Ich kenne ein eindrucksvolles Orgelwerk von Mauricio Kagel; da ist das Gemurmel und Gehüstel der Konzertbesucher und das Zuschlagen der Kirchentür bereits mit hinein komponiert.

Von Gott und Göttern reden heißt, von Vorstellungen zu reden. Auch wenn wir nicht mehr so recht wissen, wo die Bühne endet und wo unser Leben beginnt: Nun ist es doch an der Zeit, den imaginären Vorhang zu heben und das Drama um Gott und Götter anzuschauen. Ein Fünfkakter möge es sein, der Poetik des Horaz entsprechend. Mit einem ersten Akt der Exposition, einem zweiten der steigenden Handlung samt erregendem Moment, einem dritten Akt des Höhepunktes und der Peripetie; dann im vierten die fallende Handlung mit retardierendem Moment, und einem fünften Akt mit seiner unumgänglichen Katastrophe. Oder vielleicht doch mit einem Happy End?

Nun also: Vorhang auf zum 1. Akt: Exposition: „Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst nicht andere Götter haben neben mir.“ So tönt eine Donnerstimme aus dem Off. In der Bühnenmitte grell bestrahlt von gleißendem Licht eine schwere

Steintafel, hinkelsteingroß, voller fremd anmutender Buchstaben, die selbst noch leuchten und blitzen. Ist nicht dies ein glänzender Ausgangspunkt für ein Weltendrama um Gott und Götter? Theatralisch eindrucksvoll, gewiss. Aber leider weit entfernt vom tatsächlichen Gang der Religionsgeschichte.

Nein, das erste Bild des Schauspiels wäre eher ein reichlich buntes und verwirrendes, mit einer Vielzahl an eindrucksvollen Gestalten, schönen und furchterregenden, manche wie Tiere, manche menschengleich oder von monströser Gestalt. Götter und Göttinnen zuhauf, die miteinander konkurrieren, einander bekriegen, verführen und begatten. Götterkinder, die aus den Schößen von Göttinnen schlüpfen. Und wollten wir sie alle auf die Bühne bringen, aus Athen und aus Rom, aus Babylonien, Persien, Ägypten und den nordischen Breiten: sie hätten alle kaum Platz, auch nur einen Schritt zu machen. - Der Glaube an *einen* Gott ist kein Ausgangspunkt, auch nicht in der jüdisch-christlichen Kultur. Es ist der vorläufige Endpunkt einer langen Entwicklung zu einem vorübergehenden Monotheismus hin.

Und nicht einmal mit dem Polytheismus fängt die Religionsgeschichte an. Denn noch davor glaubte man an eine beseelte Welt, wo man an heiligen Orten, heiligen Steinen und heiligen Tieren Zeichen ablas, um das Allgemeine vom Besonderen zu scheiden. Um für all das Nicht-Erklärliche Erklärungen zu finden. Bald dann wurden Stammesherrn nach ihrem Tode als Ahnengötter verehrt. Zeugnisse dafür finden wir auch in der Hebräischen Bibel. Wenn der Gott Israels sich mit seinen Beinamen *Gott Abrahams, Gott Isaaks und Gott Jakobs* vorstellt, dann bezeichnet dies das Ergebnis eines langen Adoptions- und Transformationsprozesses. Ursprünglich waren diese drei voneinander unabhängige Stammesgötter, die Adonaj dann unter seinem Leitnamen vereinigte. Und die leibliche Verwandtschaft zwischen Abraham und Isaak und Jakob war nichts anderes als ein erzählerischer Kunstgriff der biblischen Dramaturgen. Die große Tafel im Licht, umtost von der gewaltigen Stimme, sie kann statt am Anfang nun am Ende von Akt 1 im Mittelpunkt der Bühne sein.

Der Herr, dein Gott, jedoch, ist zu diesem Zeitpunkt bestenfalls der von seinem Volk allein zu ehrende, aber noch lange nicht der einzige Regent der Welt.

Es folgt der zweite Akt, in dem die Handlung steigt und ein erregendes Moment hinzutritt. Nun, ein eifernder Gott, der niemanden neben sich dulden mag, hat von sich reden gemacht. Jetzt wird er seinen Anspruch auch erweisen und verteidigen müssen. Das allein ist schon genügend Stoff für Erregung in theatraler Weise. Nicht einmal die eigenen Getreuen glauben fest an dieses Gottes Einzigkeit. Sie schmieden Tiere aus Gold und hängen allerlei Idolen an. Und wohin auch immer das Volk wandert oder wo es sich zur Ruhe lässt, ist es umgeben von dort schon residierenden Göttern. Baal und Aschera, zum Beispiel, ein Gott und eine Göttin von agrarischer Art, deren sexualisierte Symbole als Stätten der Anbetung dienen.

Der Prophet Elia betritt die Bühne zu einem Schaukampf der Götter. Ihm gegenüber steht ein immenser Chor von 450 Baalspriestern. Ein Kraft- und Machterweis. Ein Altar wird gebaut, ein Opfer-Stier mit Wasser übergossen. Welcher Gott kann mit himmlischer Kraft solch einen wässrigen Braten entzünden? Die Baaliten rufen ihren Herrn ein ums andere Mal herbei, aber nichts geschieht. Doch der Herr über Israel entzündet das Opfer mit einem solchen Feuer, dass dessen Flammen noch das Wasser im Graben auflecken. Und Elia ergreift die Baalspriester in Gottes Namen und bringt sie um, allesamt. Götter sind nicht zimperlich.

Und ganz allmählich – und auch nur vorübergehend – wird aus einer so genannten Monolatrie, einer *Alleinverehrung* eines Gottes, ein Monotheismus, ein Glaube an nur *einen* Gott. Und wirklich lang hält der nicht vor. Zu diesem *einen* Gott gesellen sich bald Engelscharen und Widersacher, wie Gottes Herausforderer im Hiobbuch. Und *chokmah*, die Weisheit, wird allmählich zu einer Quasi-Göttin neben dem vermeintlich Einen. Für einen Ein-Gott-Glauben ganz schön viel an transzendtem Personal! Und dann wird auch noch das

Kommen eines Gesalbten, eines Erlösers angekündigt. Was mag nun dies noch für ein Göttlicher sein? Der Monotheismus hat offenbar ein Problem: Wie soll das menschliche Gemüt alles Gute, alles Böse, alles Gleichbleibende und alles Sich-Ändernde an nur ein einziges Gegenüber delegieren?

Der dritte Akt des Götterspiels ist zumindest für den christlichen Dramatiker leicht ausgemacht. Juden und Muslime werden das freilich anders sehen. Christlich aber gereicht der Christustod auf Golgatha zum Drama-Höhepunkt. Und er beinhaltet sogar eine multiple Peripetie, einen mehrfachen Glücksumschwung. Was für eine Herausforderung an den Bühnenbildner: Wie baut man einen *Berg*, der zugleich auch noch das tiefste *Tal* der Sinnlosigkeit darstellen muss. Ein göttlicher Gesandter kommt, verkündet das Heil, reüssiert und scheitert dabei zugleich, stirbt einen schmachvollen Tod. Das könnte eigentlich bereits des Dramas abschließende Katastrophe sein, aber die Autoren ertragen ihn nicht, einen so frühen und tragischen Schluss. Und sie lassen das Glück nochmals umschwingen. Peripetie zur Auferstehung. Und doch in der Frage nach Gott oder Göttern wurde in der Golgatha-Szene das Denken und Spielen neu erfunden. Denn wenn der Verstorbene Gott selbst gewesen sein soll, geht die Zahl der Götter hier erstmals in der Religion auf Null. Und eröffnet so für spätere Zeiten, dass es möglich ist zu spielen, ohne einen Gott zu denken.

Fallende Handlung und retardierendes Moment: der vierte Akt: Die Geschichte der Theologie und der religiösen Institutionen. Nein, das ist jetzt kein billiger Scherz, das ist ziemlich bitter ernst gemeint. Die theologische Wissenschaft, die ich sehr schätze: sie ist von Anfang an ein Versuch, den Verfall der Gott- und Göttergeschichten aufzuhalten, Substrate zu sichern, das Gottesdrama zu verteidigen. Und ich denke, selbst die wohlmeinendsten Insider werden mir mit einem Schmunzeln zustimmen, dass die Kirche in jeglicher Hinsicht mit dem Begriff „retardierendes Moment“ hinreichend beschrieben werden kann. Zögerlichkeit ist ja keine Schande. Denken wir noch einmal an die Überlegungen zum Vorspiel zurück, so kann ja auch die Verzögerung etwas

ungemein Reizvolles und Gewinnbringendes sein. Es kommt freilich darauf an, ob dieses Retardement auf ein gutes Ende oder auf eine Katastrophe zuläuft. Die christliche Theologie jedenfalls betreibt mit großem Ernst zunächst ein recht heiteres Spiel.

Der Regisseur ist ganz verzweifelt. Drei Darsteller sollen *einer* sein. Er positioniert sie einander verdeckend hintereinander und lässt sie mit sechs Armen rudern. Er heißt sie einander umarmen und Ringelreihen tanzen. Er schickt zwei wieder von der Bühne und setzt dem verbleibenden Einen drei verschiedene Masken auf. Jahrhundertlang haben die Theologen über die Trinitätslehre gestritten. Vater, Sohn und Geist: wie können diese drei letztlich in nur *einem* Gott vorhanden sein? Das haben damals nur die wenigsten verstanden. Das versteht heute vermutlich keiner. Und ist vielleicht doch eine ganz geniale Idee, den erwünschten Monotheismus mit einem wohl notwendigen Polytheismus zu versöhnen.

Kurz nach dem Maskenspiel sitzt ein alter Mann in einem Sessel nah der Wand und spricht: „Wenn etwas gedacht werden kann, das größer ist als das, worüber hinaus nichts Größeres gedacht werden kann, dann ist das, worüber hinaus nichts Größeres gedacht werden kann, etwas, worüber hinaus Größeres gedacht werden kann.“ Anselm von Canterbury. Verstehen Sie das? Nein? Auch ich kriege Kopfweh davon, aber es ist einer der vielen beherzt unternommenen und doch gescheiterten Versuche, Gott zu beweisen.

Martin Luther tritt neben Anselms an ein Katheder und ruft: „Woran du dein Herz hängst, das ist dein Gott.“ Aha. Also vielleicht auch mein Geld, mein Auto, oder der Mensch, den ich liebe? Immanuel Kant kommt dazu und sagt, dass man an Gott überhaupt nur festhalten müsse, damit die Moral noch funktioniert. Ein kleiner Chor von Päpsten rückt ins Bild und skandiert Retardierungsformeln wider jede Vernunft. Und dann beten alle zusammen das Vaterunser.

Der fünfte Akt beginnt. Der Dramenlogik nach: die Katastrophe. Die Bühne ist leer in relativ hellem Licht. Nur ein bisschen Staub flirrt noch herum von all den Geschehnissen zuvor. War's das jetzt? Sind alle verschwunden? Oder ist das Stück noch nicht zu Ende geschrieben? Vielleicht von allem ein bisschen. Götter auf der Bühne haben eine Tendenz zur Nichtigkeit. Die drei Götter in Bertolt Brechts „Der gute Mensch von Sezuan“, sie sind irgendwie tragisch-komische Gestalten mit einem Hang zur Ignoranz. Am Ende des Schauspiels schweben sie auf einer rosa Wolke davon.

Noch scheint das Licht. Die Bühne bleibt leer. „Aber wir haben doch einen Gott!“, ruft jemand aus dem Publikum, „den einen, der uns Menschen liebt und eint.“ *Einen?*, denke ich im Stillen, wir haben mehr als *einen*. Da doch niemand hinter den letzten Vorhang schaut, haben wir immer nur das, was wir uns vorstellen können. Und jeder denkt sich, jeder empfindet den eigenen Gott, den eigenen Sinn anders, je für sich. Ich fürchte, eine Stadt von 212.000 Einwohnern hat mindestens 213.000 Göttinnen und Götter. Der ganze Himmel muss voll davon sein. Hoffentlich sind wenigstens ein paar von denen nicht für Geiz und Hass zuständig, sondern für Liebe, Vertrauen und Frieden.

Wenn wir denn noch Götter brauchen. Wenn das, was wir sind und das, was wir uns vorstellen, nicht längst zu *einer und derselben* Welt geworden sind, wie manche Medientheoretiker behaupten. Falls wir noch irgendeine Ahnung vom Gegenübersein verspüren. Falls da noch irgendetwas *anders* ist. Sind wir letztlich nur noch unsere eigenen Avatare im großen, weltumspannenden Netz? Oder gibt es eines Tages doch ein gutes Ende? Ich will ja nicht ausschließen, dass jemand jenseits meiner Reichweite gerade väterlich-freundlich und ein wenig überlegen lächelt angesichts meiner katastrophischen Gedanken.

Der Vorhang fällt. Kein Epilog. Doch eine Sängergruppe, zwei Frauen, zwei Männer, tritt an den Bühnenrand. Sie hüllen unsere Seelen ein in einen warmherzigen Gesang. Gott, steh uns bei. Ende der Vorstellung.